

Seifenkisten & Spitzensalat

Eine Kindheit im Vogelsberg

Uwe Leuning

Bearbeitet von der
Geschichtswerkstatt Büdingen
Joachim Cott
Am Wildenstein 11, 63654 Büdingen
Tel. 06042/952334
info@geschichtswerkstatt-buedingen.de
www.geschichtswerkstatt-buedingen.de

Illustrationen: Matthias Stephan-Siegel

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck - auch auszugsweise -
nur mit Genehmigung des Autors und der Geschichtswerkstatt Büdingen.

Inhalt

- 1 Vorwort
- 4 Meine Kindergartenzeit
- 8 Schulweg
- 12 Nicht für die Schule lernen wir
- 15 Seifenkisten
- 20 Watergames
- 23 Haariges
- 29 Kleider machen Leute
- 37 O weh, ein Wehweh
- 40 TBC-Alarm
- 45 Angebissen
- 48 Die eiserne Lady
- 51 Ein kühles Helles
- 54 Gut aufgehoben
- 57 Die Milch macht's
- 63 Metzelsupp des kleinen Mannes
- 69 Hinkel
- 72 Hühnerschar reloaded
- 79 Hans, der Hahn
- 81 Hühner schlachten
- 83 Kwetschehoink
- 92 Sauerkraut
- 97 Nicht die Bohne
- 101 Alles automatisch
- 103 Horex, wohin bist du verschwunden?
- 108 Rund um Schotten
- 113 Der Mai ist gekommen
- 115 Maikäfer flieg
- 118 Heuernte
- 122 Melancholie im September
- 124 Bunte Blätter fallen...
- 126 3-2-1 ... meins - Apfelernte im Vogelsberg
- 134 Nussallee

- 138 Wintervergnügen
- 149 Spitzensalat
- 152 Wenn es dem Esel zu wohl wird
- 157 Dieses Jahr wird NIX geschenkt
- 160 Weihnachten vor 70 Jahren
- 163 In der Weihnachtsbäckerei
- 165 Nikolausabend am Schießhorst
- 167 Die letzten Tage
- 170 Der Baum
- 174 Die letzten Stunden

Vorwort (vor langer Zeit geschrieben)

Es ist vielleicht etwas ungewöhnlich, ein Vorwort für ein Buch zu schreiben, welches noch nicht, zumindest nicht in seiner Gänze, existiert. Und dennoch drängt es mich, diesen Teil meines Machwerkes, den ich im Übrigen für unverzichtbar halte, zu einem solch frühen Zeitpunkt zu schreiben.

Ich tue dies aus zweierlei Antrieben heraus. Zum einen möchte ich meinen eventuellen Lesern eine Art Rechtfertigung liefern, aus welchem Grund und zu welchem Zwecke ich zur Feder gegriffen habe. Und zum anderen will ich mir selbst für den noch vor mir liegenden Teil meiner Schöpfung eine Leitlinie und Orientierungshilfe geben. Letzteres ist im derzeitigen Stadium, in dem sich das Werk befindet, durchaus hilfreich und notwendig. Es mag sogar sein, dass ich diesen Abschnitt, nachdem ich ihn geschrieben habe, wieder ablegen kann, ohne ihn jemandem zu offenbaren. Dann mag er zwar den ersten von mir angeführten Zweck nicht erfüllt haben, aber den der Selbstorientierung, dieser Sinn wird damit allemal erreicht sein.

Das Projekt wurde zu einer Zeit auf Kiel gelegt, als noch in keiner Weise absehbar war, dass ich jemals das Potential besitzen und die Ausdauer aufbringen würde, ein solches Werk zu beginnen, oder gar zu vollenden. Letztlich weiß ich heute noch nicht sicher, ob dies der Fall ist. Angefangen hat die gesamte Entwicklung zu der Zeit, als wir, das heißt Ehefrau und unsere damals zweijährige Tochter, in Langenhagen bei Hannover wohnten. Ich besuchte zu dieser Zeit einen Lehrgang und in den zwölf Monaten, in denen wir dort unsere Zelte aufgeschlagen hatten, zog es uns etwa jedes vierte Wochenende zurück in die Vogelsberger Heimat. Bei diesen Besuchen wurden nicht nur die Kontakte zu Omas und Opa gepflegt, sondern auch noch die eigenen Verpflegungsbestände aus der sehr gut gefüllten schwiegerelterlichen Tiefkühltruhe aufge bessert. Wie reisten damals in einem orangen VW-Käfer, der zwar ein Radio besaß, dieses aber über keinerlei Zusatzfunktionen verfügte. Ein eingebauter Kassettenrekorder wäre zu teuer gewesen und

ein CD-Spieler war 1974 noch gar nicht erfunden. So hatte unser Nachwuchs auf dem Rücksitz, in Ermangelung von Märchenkassetten oder Ähnlichem, jede Menge Gelegenheit, sich zu langweilen. Und irgendwann hatte auch das Spiel „wer zuerst ein blaues Verkehrsschild sieht“ jeden Reiz verloren.

Um des lieben Friedens willen fing ich an, selber kindgerechte Geschichten zu erzählen. Allerdings waren mir die Kindermärchen doch etwas zu brutal und blutig, auch wenn sie in der Regel happy endeten. Als Ausweg blieben mir nur Geschichten aus meiner Kindheit und Jugend, auch wenn diese, um kindgerecht zu sein, erst einer entsprechenden Zensur unterzogen werden mussten.

Nach einigen dieser Wochenendheimfahrten stellte ich fest, dass meine Geschichten bei meinem aus zwei Personen bestehenden Publikum ankamen. Dies war aber im Zweifelsfall weniger meinem Erzählertalent, als dem Mangel an alternativen Unterhaltungsmöglichkeiten zuzurechnen. Einige dieser Geschichten waren so beliebt, dass sie in regelmäßigen Abständen wiederholt werden mussten. Allerdings durfte ich mir dabei keine alternierenden Ausschmückungen oder sonstige Abweichungen erlauben. Die Tochter bestand auf einer detailgetreuen Wiedergabe der jeweils ersten Fassung der vorgetragenen Story. War dies nicht der Fall, korrigierte sie vom Rücksitz aus, was ich in den gerade vorgetragenen Versionen abgeändert hatte.

Von hier bis zu der Idee, all diese Vorkommnisse aufzuschreiben, war es nur ein kleiner Schritt. Und eben bei diesem Aufschreiben stellte ich fest, dass diese Geschichten nicht nur für meine Tochter einen gewissen Unterhaltungswert hatten. Auch ich selbst zog einen Vorteil daraus, meine eigene Jugend auf diese Art und Weise noch einmal aufleben zu lassen. So konnte ich Positives ein weiteres Mal genießen, und Negatives durch diese Art der Aufarbeitung bewältigen.

Und noch etwas ließe sich damit erreichen: Wenn es gelingen sollte, diese Geschehnisse einem breiteren Publikum zur Kenntnis zu geben, so hätte ich damit auch eine historische Mission, und sei sie auch noch so unbedeutend, erfüllt.

Wer weiß denn heute noch um die kleinen nebensächlichen Einzelheiten des Alltags aus den Fünfzigern und frühen Sechzigern in unserer Region? Wer kann heute noch nachvollziehen, wie anders, oder auch wie ähnlich, sich das Leben der Kinder und Jugendlichen heutzutage abspielt? Und wenn einige der Leser Bekanntes aus ihrer eigenen Vergangenheit entdecken und sie freudig erregt sagen können: „Genauso ist es gewesen!“, so wäre dies für mich in doppelter Hinsicht eine Bestätigung. Zum einen untermauert dies den Wahrheitsgehalt meiner Berichte und zum anderen hätte ich jemandem damit eine, wie ich hoffe, glückliche Erinnerung beschert.

Ich wünsche meinen Lesern somit eine schöne Bescherung.

Hemsbach an der Bergstraße
im November 1997

Meine Kindergartenzeit

Die heutige Diskussion um die Situation der Kinderbetreuung erinnert mich deutlich daran, in welcher heiler Welt wir unsere Kindergartenzeit verbrachten.

Es gab offensichtlich keine Schwierigkeiten, den Bedarf an Kindergartenplätzen zu befriedigen. Ebenso wenig hatten wir den Eindruck, dass es einen Mangel an geeignetem Personal gegeben hat. Auch war die Regelung, dass die Kinder nur durch berechnigte Personen und innerhalb eines genau festgelegten Zeitfensters zu bringen und auch abzuholen sind, total unüblich.

Unser Kindergarten, so wie ich ihn in Erinnerung habe, war ein Hort der Freiheit. Das Personal hatte zwar nicht studiert, erschien uns aber trotzdem, oder vielleicht deswegen, als durchaus kompetent. Tante Marga, welche die Leitung über diese Nische aus „Bi Ba Butzemann“ und „ein Männlein steht im Walde“ leitete, wurde von uns als gütige Respektsperson angesehen. Eine der jungen blonden Erzieherinnen wurde von allen Jungen vergöttert. Als sie dann eines Tages unverständlicherweise einen Spross aus der angesehenen Schottener Gastronomendynastie Bender heiratete, waren wir dem kollektiven Suizid nahe. Die kirchliche Trauung, an der wir Kinder Spalier stehen durften, war der Anlass für uns, finstere Pläne zu schmieden, wie man den Bräutigam um die Ecke bringen und die junge Braut wieder zur Witwe machen konnte.

Zu dem Zeitpunkt, zu dem ich in die Institution Kindergarten eintrat, befand dieser sich noch in den Räumen hinter dem Amtsgericht, im Haus neben der Familie Althaus. Aber bereits nach wenigen Monaten in diesen Räumen war absehbar, dass wir in unser neues Gebäude umziehen würden. Selbiges entstand quasi unter unseren Augen, nur wenige Meter entfernt. Es war ein Grundstück, welches an der Flüsterallee gelegen war, direkt neben den trutzigen Mauern des Gefängnisses.

Der neue Kindergarten war ein lang gestreckter flacher Bau, parallel zu dem kleinen Gässchen gelegen, das von der Platte bis zum Hohenwiesenweg führte. Hinter dem Haus breitete sich eine

Terrasse aus, welche mit Waschbetonplatten belegt war und an einem flachen Hang endete. Unterhalb davon erstreckte sich eine kleine Wiese, die mit einigen uralten Apfelbäumen bewachsen war. Das Glanzstück der ganzen Anlage war ein Planschbecken, inmitten eben dieser Streuobstwiese gelegen. Für die damalige Zeit war dieses Becken etwas absolut Neues. Wir, die zukünftigen Nutzer, stellten uns bereits vor, wie wir im Sommer darin herumplanschen würden. Doch ich kann mich nicht daran erinnern, dass irgendwann einmal Wasser in der Betonwanne gewesen war. Auch den am Rand montierten Springbrunnen habe ich nie in Betrieb gesehen.

Betriebszeiten im Kindergarten waren von acht bis zwölf und von zwei bis fünf Uhr. Meist durfte ich mich ohne Begleitung auf den Weg machen. Und abgeholt wurde ich auch nicht. Der Weg war etwa 500 Meter lang und führte vom Schießhorst die Karl-Weber-Straße entlang bis zum Ende der Forstschulmauer. Links ab einen schmalen, unbefestigten Weg und einige Treppen in Richtung Lohgasse. Diese weiter an der damals im Bau befindlichen katholischen Kirche vorbei, bis die Flüsterallee nach links abbog. Sollte ich nicht unter Zeitdruck gewesen sein, nahm ich den kleinen Umweg in Richtung Otto-Müller-Straße und an der Litfaßsäule auf die Lohgasse treffend. Entlang diesen Strecken gab es eine Unzahl von Ablenkungen und Attraktionen. Alle paar Meter konnte man irgendwo hinunter springen, hinauf klettern, sich hinter etwas verstecken, etwas bekritzeln und was weiß ich noch alles anstellen.

Unterwegs konnte man auch noch einige Kumpels auflesen: Cousin Michael in der Otto-Müller-Straße oder Dieter gegenüber der Villa an der Lohgasse. Dann verlangsamte sich die Anmarschgeschwindigkeit noch mehr. Es ist auch vorgekommen, dass wir den Kindergarten überhaupt nicht erreichten, weil wir es uns unterwegs anders überlegten und zum Spielen auf die Warte oder an die Nidda gingen. Mutter wunderte sich immer, wie wir es fertigbrachten, unsere Klamotten im Kindergarten derart zuzusauen.

Trudelten wir aber dann doch in der *Kinnerschoul*, wie meine Großmutter den Kindergarten nannte, ein, wurde als erstes die Oberbekleidung abgelegt und die Schuhe ausgezogen. Jedes Kind hatte einen eigenen Kleiderhaken, der mit einem Tierbild kenntlich gemacht wurde. Mein Symbol war ein Buntspecht, der an einem Baumstamm herumhämmerte. Danach zogen wir unsere Pantoffeln an, meist braun/beige karierte Filzschlappen. Bevor man dann zu den anderen Kindern stieß, war der Besuch der Toilette noch Pflicht. So sollte verhindert werden, dass während der Bespaßung alle naslang sich einer oder eine zum Pinkeln abmeldete. Schon damals habe ich mich darüber gewundert, warum auf dem Mädchenklo keine Pinkelbecken zu finden waren. Inzwischen hat sich das aber geklärt. Nun interessiert mich aber, ob heutzutage noch solche Geräte auf dem Bubenklo zu finden sind, oder ob man die in der Absicht entfernt hat, die Nutzer zu Sitzpinklern zu erziehen.

Und nun zu dem im Kindergarten üblicherweise ablaufendem Programm: Singen, alle zusammen, BiBaButzemann, Alle Vögel sind schon da, im Märzen der Bauer, Winter Ade, Grün Grün Grün sind alle meine Farben, Häschen in der Grube und vieles mehr. Es gab aber auch unvertonte Reime, die zum Vortrag kamen. Und alles wurde mit ausladenden Armbewegungen untermalt. Hier kamen vor allem die zum Zuge, die man heutzutage als hyperaktiv bezeichnen würde.

Es gab auch Spiele, mit denen man sich beschäftigen konnte. Stickkarten, mit deren Hilfe man mit stumpfer Nadel und bunter Wolle einfache Bilder herstellte. Das Hämmerchenspiel, bei dem man aus kleinen, mit einem Loch versehenen, Holzplättchen auf einer Filzunterlage ebenfalls Bilder herstellen konnte und der Klassiker: Ein Geschenk basteln. Zum Beispiel zum Muttertag. Aus dem Krankenhaus oder Gesundheitsamt wurden die Negative misslungener Röntgenbilder besorgt. In Quadrate geschnitten und am Rand gelocht. Wenn man daraus eine Tüte drehte und die gelochten Ränder mit einer bunten Schnur zusammenheftete, entstand daraus etwas, das alle Muttis in Freudentaumel versetzte. Dieses Gerät wurde im Bad aufgehängt und diente zur Aufnahme

von Haaren, welche in regelmäßigen Abständen aus Kämmen und Haarbürsten entfernt wurden. Abgesehen von der Tatsache, dass wir zuhause kein Badezimmer hatten, ich habe nie beobachtet, dass irgendeiner die ausgefallene Kopfbehaarung in dieser Tüte deponiert hätte. Diese wurde eigentlich direkt im Ofen verbrannt oder im Müll entsorgt.

Aber auch anderes wurde geklebt, gefaltet und gemalt.

Meine bestgehasste Aktivität war der Singkreis. Alle Insassen setzten sich im großen Rund auf ihre Stühlchen und dann wurden irgendwelche Tanzspiele aufgeführt. Ich war offensichtlich zu blöde, um den Sinn dieses Gehoppses und den vorgeschriebenen Bewegungsablauf zu erfassen. Meist wurde ich ausgelacht und musste mit einer albernem Papiertüte auf dem Kopf in der Ecke stehen. Vielleicht war ich auch nur hochbegabt und somit unterfordert. Wer will es mir da verdenken, dass ich hundert Mal lieber schwänzte und meine Vergnügen anderweitig suchte und auch fand.

